



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bérards Homerwerk

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Bérards Homerwerk



Die Grenzboten haben in den letzten Jahren so viel schöne Originalberichte gebracht von Forschern, die auf den Spuren Homers das Mittelmeer befahren, daß Berichte über Bücher manchem überflüssig erscheinen werden. Aber Bérards Werk dürfte Epoche machen, und da haben denn doch die Leser ein Recht darauf, etwas von ihm zu erfahren.\*) Der Verfasser hat seine Odysseestudien an der französischen Schule zu Athen begonnen, wo er in den Jahren 1887 bis 1890 weilte, sie in Paris in der École Normale fortgesetzt und mit Hilfe von Freunden, denen er seinen Dank abstattet, als Professor der alten Geographie an der École des Hautes Études (seit 1896) vollendet. Im März 1901 hatte er sein Material beisammen und besuhr nun das Mittelmeer bis zum Juni, um seine Ergebnisse durch den Augenschein zu verifizieren und zu berichtigen. Seine Frau begleitete ihn, half ihm bei der Beschaffung von Informationen und lieferte ihm den größten Teil der photographischen Aufnahmen für die zahlreichen Abbildungen des Werkes. (Die Karten sind den Kartenwerken des Marineamts entnommen.) Der erste Teil ist gewidmet Conjugi optimae, Alice Bérard, hujus operis participi. In unsrer kurzen Übersicht über den Inhalt folgen wir dem Verfasser nicht Kapitel für Kapitel, sondern wählen, an sehr verschiedene Stellen verstreutes zusammenfassend, eine andre Anordnung des Stoffes, die uns für unsern Zweck geeigneter erscheint.

Bei der Erforschung prähistorischer Tatsachen müssen nach Bérard die Topologie und die Toponymie zusammenwirken. Das Wort Topologie hat er G. Hirschfeld entlehnt. Es bezeichnet im Unterschiede von der Topographie, der bloßen Beschreibung der Orte, die Wissenschaft oder Kunst, in der unser Friedrich Ratzel Meister gewesen ist: aus der Beschaffenheit und Lage eines Ortes abzulesen, welches die Menschenschicksale an ihm, die Kulturart, die Beschäftigung der Bewohner sein können, wahrscheinlich gewesen sind und in Zukunft sein werden. Diese Beschaffenheiten und Lagen ändern sich jedoch nicht allein selbst zuweilen, sondern es ändert sich auch mit dem Fortschritt der Zivilisation und der bürgerlichen Ordnung ihre Bedeutung für die menschlichen Ansiedlungen. Keine Änderung zum Beispiel hat ein Unterschied zwischen den atlantischen und den mediterranen Seestädten erfahren. Jene, wie Lissabon, Bordeaux, Antwerpen, London, Hamburg, liegen an den Flußmündungen, die Mittelmeerstädte dagegen, wie Barcelona, Marseille, Livorno, Saloniki, Alexandria, ein Stück von der Flußmündung entfernt. In deren Nähe zwar, weil der Fluß

\*) Victor Bérard: Les Phéniciens et l'Odysée. Paris, librairie Armand Colin. Tome I 1902, Tome II 1903. 591 und (mit Registern) 630 Seiten Lexikonformat.

den Verkehr mit dem Innern vermittelt, aber nicht unmittelbar an der Mündung, weil nicht, wie bei den atlantischen Flüssen, die in diese eindringende Flut die Mündung von pestbringender Verschlämmung reinigt. Solche Verschlämmung ändert auch die Flußmündungen selbst und macht die an ihnen angelegten Häfen unbrauchbar. Den von Milet hat die Verschlämmung des Mäanders gesperrt. Darum mußte Milet den Vorrang an Ephesus abtreten, und nachdem diesem der Kaystrus dasselbe Schicksal bereitet hatte, kam Smyrna empor, das nach zweihundert Jahren die Ablagerungen des Hermos umbringen werden. Die Küste der Bretagne ist mit einem Doppelkranz von Städten umsäumt, einem innern und einem äußern. So lange das Land von Seeräubern bedroht war, lagen die Städte ein Stück fluslaufwärts im Innern. Bei zunehmender Sicherheit entstanden Städte an den Mündungen, die ihre ältern Schwestern in dem Grade überflügelten, daß heute deren Namen außerhalb Frankreichs unbekannt sind. Von den zehn Paaren, die Bérard anführt, nennen wir nur drei: Dinan wurde von Saint Malo, Landerneau von Brest, Hennebont von Lorient verdunkelt. Zur Archäologie, meint der Verfasser, verhalte sich die Topologie wie die Geologie zur Paläontologie. Diese habe eine Katastrophentheorie veranlaßt, die dann die Geologen berichtigt haben. So hätten die Archäologen aus den verschiedenen Stoffen, Formen und Verzierungen der ausgegrabnen Geräte, Waffen und Schmucksachen verschiedene Kulturen wie die Hallstätter, die mykenische konstruiert, die aufeinander gefolgt seien. Die Topologie ergründe die damaligen Verkehrsverhältnisse und führe zu dem Ergebnis, daß die sogenannte mykenische Kultur phönizisch sei. Phönizische Künstler und Handwerker hätten als Lohnarbeiter oder Sklaven den „Emiren“ von Mykene ihre Burgen gebaut und ausgeschmückt, wie mehr als zweitausend Jahre später italienische und fränkische den sarazenischen Emiren der Levante. Er beruft sich dabei auf Helbig, der dieselbe Überzeugung hege. Der Goldreichtum Mykenes erkläre sich daraus, daß die „Emire“ dieser Burg die vorüberziehenden Handelskarawanen gebrandschatzt, Zoll von ihnen erhoben haben; die Burg liege an der Stelle, wo der aus der argolischen Ebene nach Korinth führende Engpaß beginnt. Unter dem Einflusse des Antisemitismus sei die Zurückführung griechischer Kulturzeugnisse auf Semiten bei den Archäologen in Mißkredit geraten. (Wir haben bei andrer Gelegenheit, ohne uns in den Streit der Archäologen einzumischen, bekannt, daß für uns die Ableitung griechischer Kulturerscheinungen aus dem Orient nichts anstößiges hat. Daß die Orientalen in allem Technischen die Lehrmeister der Griechen gewesen sind, kann kein Geschichtskundiger bestreiten. Das Verdienst und die unsterbliche Bedeutung der Hellenen liegt nicht im Technischen, sondern in dem Geiste, womit sie die erlernte Technik anwandten, und in der von allem Orientalischen grundverschiednen Form, die sie ihren Erzeugnissen gaben.)

Den orientalischen Einfluß beweist nun auf das klarste die Toponymie, die eine große Anzahl griechischer Ortsnamen nur aus dem Semitischen zu erklären vermag. Der griechischen Seeherrschaft ist die karthagische, dieser die phönizische, dieser die ägyptische vorhergegangen, und wie jede spätere „Thalassokratie,“ die englische, die holländische, die portugiesische, die sarazenische, die

fränkisch = venezianische in der Sprache und besonders in den Ortsnamen der beherrschten Küsten ihre Spuren zurückgelassen hat, so auch jede der genannten vorhellenischen. Die Etymologie ist dadurch der Lächerlichkeit verfallen, daß man vereinzelte Worte je zweier Sprachen miteinander verglichen hat. Bei solchem Verfahren kann man jedes Wort einer neuern Sprache, das drei Konsonanten hat, zum Beispiel Paris, von einem semitischen ableiten. Vergleichen seien nur erlaubt, wenn ganze Gruppen von Wörtern der einen Sprache Namen haben, die denen derselben Gruppe in einer andern Sprache ähnlich sind. Es können das Gruppen verwandter Gegenstände, geographische oder mythologisch = historische Gruppen sein. So hat schon ein älterer Sprachforscher, Bochart, im übrigen „das berühmteste Opfer des toponymischen Wahnsinns,“ die richtige Bemerkung gemacht, daß zehn griechische Namen von Gewürzen (die bekanntesten sind Zinnamom und Myrrhe) aus dem Semitischen stammen. Konnten ja doch die Mittelmeerländer arabische Gewürze nur von Semiten beziehen. Die Richtigkeit einer solchen Ableitung wird vollkommen sicher gestellt, wenn sich eine Dublette (un doublet) ergibt, d. h. wenn ein Ort, eine Insel zwei Namen hat, deren einer rein griechisch ist, während sich der andre nur aus dem Semitischen erklären läßt, und wenn der semitische Name dasselbe bedeutet wie der griechische. Das trifft namentlich bei vielen Inseln des griechischen Archipels zu. So hat die Insel Kasos auch den Namen Achne. Der zweite Name ist griechisch und bedeutet Schaum; dasselbe bedeutet der erste Name im Semitischen. Ähnlich verhält es sich mit vielen neuern Ortsnamen. Der Berg Athos wird von den Griechen Hagion Dros, von den Italienern Monte Santo genannt. Würde man auch nichts von der Geschichte des Berges, so würde man doch aus dem Umstande, daß der Name offenbar von den griechischen Klöstern des Berges stammt, den Schluß ziehen, daß nicht die Italiener, sondern die Griechen dem Berge den Namen gegeben haben. Ähnlich hat man zu verfahren, wenn man ermitteln will, ob alte Städte- und Inselnamen des Mittelmeers griechischen oder phönizischen Ursprungs sind. Wobei noch zu beachten ist, daß Worte fremder Sprachen auf zweierlei Weise aufgenommen werden: entweder macht sie sich das aufnehmende Volk ohne Zerstörung des Wortkerns nur mundrecht (aus regula Regel), oder das Wort wird durch die Volksetymologie, Bérard nennt das Calembour, so umgestaltet, daß es einen dem Stammwort fremden Sinn bekommt (so aus fjäl-fräs, Felsenkage, Vielfraß). Kiepert hat zum Beispiel erkannt, daß der Stadtname Astypalaia nicht von den Griechen stammen könne, trotzdem daß ihn jeder Tertianer mit Altstadt übersetzen wird; daran, daß er eigentlich Astypalaion heißen müßte, wird sich ja gerade der Tertianer nicht stoßen. Aber die griechische Altstadt der Küstenorte lag niemals unmittelbar am Meere, sondern aus dem bei den bretonischen Orten angeführten Grunde eine beträchtliche Strecke davon entfernt und womöglich auf einer Anhöhe; die vielen Astypaläen jedoch lagen mit Ausnahme einer einzigen unmittelbar am Gestade. Kiepert hat darum ebenso wie vor ihm Bochart, den er nicht nennt, den Namen aus dem semitischen Worte Istapel (von Saphal, niedrig sein) erklärt. Die Volksetymologie hätte dann das Wort so umgestaltet, daß es wie ein griechisches ausjah. Das ist

möglich. Möglicherweise aber wurden phönizische Stapelplätze, die unmittelbar an der Küste lagen, später, nachdem sie griechisch geworden waren, Altstadt genannt. In jedem Falle beweist der Name mit der Lage zusammen den un-griechischen Ursprung dieser Städte.

In dieser Probe sehen wir, wie Topologie und Toponymie ineinander eingreifen. Die Sitten sowohl der einheimischen Bevölkerung als die der ihre Küsten besuchenden Seefahrer sind dieselben geblieben bis um das Jahr 1800, von wo ab die Polizei der europäischen Großmächte auch auf dem Meere Ordnung und Sicherheit hergestellt hat. (Bérard beweist das durch lange Reiseberichte und Korsarengeschichten aus dem siebzehnten und dem achtzehnten Jahrhundert.) Bis dahin waren die Küstenbewohner niemals vor Überfällen von Seeräubern, die Handelsniederlassungen seefahrender Kaufleute, die ja meist selbst ein wenig seeräuberten, niemals vor Überfällen barbarischer oder durch Schädigung aufgebrachter Küstenbewohner sicher. Darum legten die Eingebornen ihre Städte so an, wie oben beschrieben worden ist, die Seefahrer dagegen ihre Stapelplätze unmittelbar an der Küste, womöglich an einem Vorgebirge, dessen Gipfel ihnen als Zugaus diente, oder auf einem kleinen Inselchen nahe bei der Küste, jedenfalls am offenen Meere, sodaß sie bei jeder drohenden Gefahr rasch das offene Meer erreichen konnten. Eine vor dem Winde geschützte Bucht war schon angenehmer als Ankerplatz, nur durfte sie nicht zu tief sein; einmal weil man im Innern leicht überfallen werden konnte, wie des Odysseus Flotte in der tief eingeschnittenen Bucht des Lastrygonenlandes; sein eignes Schiff hatte der Kluge am Eingang in die Bucht gelassen (X, 96). Dann aber auch deswegen, weil man sich viel mühsame Ruderarbeit ersparte, wenn man in der Nähe des Seewindes blieb, der in tiefen Buchten nicht zu wehen pflegt. In der schönen Schilderung von Smyrna im vorjährigen 47. Hefte der Grenzboten wird bemerkt, im Altertum habe die Stadt eine bescheidne Rolle gespielt. Bérard gibt den Grund davon an. Heute sei der Hafen von Smyrna im Innersten der geräumigen Bucht der beste Hafen des ganzen östlichen Mittelmeerbeckens; aber die ältesten Seefahrer hätten eben solche tiefe Buchten gemieden. Schon in der klassischen Zeit sei ein Umschwung eingetreten, wenn auch nicht in dem Maße wie in unsrer Zeit. Damals sei Chalcedon die Stadt der Blinden genannt worden, weil man nicht habe begreifen können, wie sich die Ansiedler dort hätten niederlassen können anstatt an der gegenüberliegenden Bucht von Byzanz, die alle Vorzüge eines guten Hafens in sich vereinige; Chalcedon sei eben als Stapelplatz der Phönizier entstanden. Und der Piräus sei erst von Themistokles eingerichtet worden, der die Seemacht der Athener begründete; bis dahin sei nur der kleine Phaleron benutzt worden, und zwar als Stapelplatz von Ausländern. Vollkommene Sicherheit habe erst der Telegraph geschafft, der augenblicklich die Seepolizei herbeiruft, wenn irgendwo Unfug verübt wird. Vordem sei das einzige Sicherungsmittel die Religion gewesen, und daraus erkläre sich der Eifer, mit dem die Kolonisten sowie die Händler ihre Götter mitbrachten und deren Kulte Ansehen zu verschaffen suchten, ähnlich wie heute die Katholiken ihre Heiligen und Mönche, die Engländer ihre Bibeln mitbringen. Der Kult diene vor allem dazu, den Eid-

schwüren Geltung und Kraft zu verleihen, und ohne Eidswur sei, wie in Homers Zeit, so auch noch weit später kein Geschäft abgemacht worden. Jeder muß bei dem Gott oder Heiligen schwören, den er verehrt. Bérard erzählt, wie ein Türke italienische Korsaren vor einem Bilde der heiligen Jungfrau und einem Bilde des heiligen Franziskus schwören läßt. Heißt nun bei Homer einen Eid leisten horkia temnein (in der homerischen Sprache tamnein, zum Beispiel horkia pista tamein), so wird dieser aus dem griechischen Schwurritus nicht zu erklärende Ausdruck verständlich, wenn wir 1. Mose 15, 10 lesen, wie Abraham den Bund mit Jehova schließt, indem er jedes Opfertier in zwei Hälften zerschneidet und die Hälften rechts und links von sich legt. Die Griechen haben eben, wenn sie Semiten schwören ließen, diese den eignen Ritus beobachtet lassen, und so ist zwar nicht der Ritus selbst angenommen worden, aber die Redensart in den griechischen Sprachgebrauch übergegangen. (Eben lesen wir in einem Artikel der Frankfurter Zeitung über die Entfernung der Kreuzfige aus den französischen Gerichtssälen folgende Anekdote aus Gregor von Tours. König Chilperich brach alle eidlich beschwornen Verträge. Als nun wieder einmal ein Vertrag geschlossen werden sollte, forderten die Gegner, daß er auf einen Schrein schwöre, in dem Reliquien der von ihm besonders verehrten Heiligen Amantius, Wimalok und Concogar lagen. Der König schwur und brach dann ganz flott auch diesen Vertrag. Als man ihn zur Rede stellte, antwortete er, er habe seine Heiligen nicht beleidigt, denn er habe vor der Feierlichkeit deren Gebeine aus dem Schrein herausgenommen.)

Von den Seefahrerfritten, die zur Erklärung vieler Stellen der homerischen Gedichte, besonders aber der Odyssee von Bérard herangezogen werden, wollen wir nur noch zwei erwähnen. Im 15. Gesange, von Vers 402 ab, erzählt der göttliche Sauhirt dem als Bettler verkleideten Könige seine Lebensgeschichte. Sein Vater war Beherrscher der Insel Syra — Bérard widmet ihr eine sehr lange Abhandlung —, und dorthin kamen „Föniker, der Seefahrt kundige Männer, Gaudieb', allerlei Tand mitbringend im dunkelen Meerschiff.“ Diese verlockten eine Dienerin des Herrschers, und die nahm den Knaben Gumäus mit. Diese Gaudiebe nun verweilten ein ganzes Jahr auf der Insel. Das entspricht, wie Bérard zeigt, durchaus den ältern Händlergewohnheiten. Am Landungsplaz richteten diese kaufmännischen Piraten ein Lager und einen Markt ein, und einzelne von ihnen gingen in der Umgegend hausieren. Es dauerte lange, ehe sie ihren ganzen Kram, zum Verdrusse der Männer, den Weibern aufgeschwagt hatten, und ebenso langsam ging es mit der Beschaffung der Rückladung, die in Öl, Wein, Früchten und Getreide, manchmal auch Holz bestehend, in kleinen Mengen nach und nach von den entlegnern Orten der Insel und von den Nachbarinseln zusammengebracht wurde. Verging der Sommer darüber, so mußte man an dem Stapelplaz überwintern, denn in der stürmischen Jahreszeit wurde auch noch viel später kaum eine Seefahrt gewagt, wie jeder Bibelleser aus des Paulus Seereise, Apostelgeschichte 27, Vers 10 und 21 weiß. Selbstverständlich entspannen sich bei so langem Aufenthalt des fremden Volkes mehr oder weniger zarte Verhältnisse. Mancher Bursche blieb bei seinem Schaze zurück, wenn die Genossen weiterfuhren, mancher andre ent-

führte ein Mägdelein — geraubt wurden Weiber und Kinder, so oft sich eine günstige Gelegenheit darbott —, und so wurde durch diesen Handel die Mischung des Blutes, der Kulturen, der Sprachen nicht wenig gefördert. Bérard bespricht bei dieser Gelegenheit ausführlich die Warensorten, mit denen die Phönizier handelten: Metalle, Metallwaren, Gewebe. Er hält kyanos, das gewöhnlich mit Stahl übersetzt wird, für blaugrünes Glas oder Fayence und erklärt, warum in der Odyssee das Zinn nicht erwähnt wird, das die Ilias mit Gold, Silber und Kyanos zusammen nennt. Die Ilias sei geraume Zeit vor der Odyssee entstanden. Damals sei das Zinn noch sehr selten gewesen, darum den beiden edeln Metallen an Wert gleich geschätzt worden. In der Zwischenzeit hätten die Phönizier Spanien entdeckt und entweder die dortigen Zinnlager ausgebeutet oder vom Norden her Zinn bekommen, und dieses sei dadurch so entwertet worden, daß der Dichter der Odyssee keine Veranlassung mehr hatte, es zu erwähnen. Den phönizischen Einfluß bezeugt auch die häufige Anwendung der den Semiten heiligen Siebenzahl. Wo dies geschieht, hat der Dichter aus phönizischen Quellen geschöpft. Denn die Griechen hatten das dekadische Zahlensystem, das bekanntlich auf den zweimal fünf Fingern beruht; darum wird für arithmein, zählen, bei Homer auch pempazein gesagt (vom Meergerais Proteus, der seine Robben zählt, heißt es IV, 412: *αὐτὰρ ἐπὶν πάσας πεμπάσσειται ῥδὲ ἰδηται*). In alter Zeit zählten die Griechen sieben Weise, sieben große Mittelmeerinseln und sieben Nilmündungen. Nachdem die Mischkultur der rein hellenischen gewichen war, hatte der Nil fünf Mündungen — in Wirklichkeit, schreibt Bérard, hat er weder sieben noch fünf —, und zählte man zehn große Inseln, in der Zeit des Hellenismus dann zehn große Rhetoren.

Das andre, was wir noch von den in dem Werke beschriebnen ältesten Schiffahrersitten hervorheben wollen, ist die Vorliebe für kleine Inseln. Zu den schon angeführten Gründen, die den in der Nähe des Festlandes liegenden Inselchen (Násidia epikaimena nennt sie Thuchydides) Wert verlieh, kommen noch andre, die den Inselreichtum des Mittelmeers überhaupt schätzbar machten. Trinkwasser konnte man nur in beschränkter Menge und nur in Krügen und Schläuchen mitnehmen, in denen es nicht frisch blieb. Der schwere südliche Wein löscht den Durst noch weniger als Rhein- oder Moselwein, sondern erregt ihn und kann auf die Dauer gar nicht ungemischt genossen werden, wie er denn bei Homer immer gemischt wird. Demnach plagte die Leute bei mehrtägiger Seefahrt der Durst, und darum legten sie womöglich jeden Abend an, um Wasser zu schöpfen; und dazu war ihnen ein unbewohntes Inselchen am liebsten, wo sie vor Überfällen sicher waren. Natürlich mußte es Quellen haben, und noch lieber war es ihnen, wenn es auch Grotten und Bäume hatte, Grotten, in denen sie, nachdem sie die Schiffe ans Land gezogen hatten, ihre Schätze bergen konnten, wie Odysseus nach seiner Landung auf Ithaka tat, und Bäume, in deren Schatten sie ruhen, und mit deren Holz sie ihre Schiffe ausbessern konnten. Auch schätzten sie, wie schon bemerkt worden ist, am Landungsplatz einen Hügel oder eine hervorragende Klippe als Lugaus. Sie legten aber überhaupt gern jeden Abend an, weil die Nachtfahrt noch gefährlicher war als die Tagfahrt, und weil ein langer Aufenthalt im Schiff höchst unbequem und

eine Pein war. In einer zwanzig Seiten langen Abhandlung weist Bérard nach, daß die griechischen Schiffe der homerischen Zeit nur lange, schmale, offene Rähne gewesen sind, ohne Verdeck. Die oft erwähnten ikria waren nur am Hinter- und am Vorderteil quer gelegte Bretter, die für den Steuermann und den Lotsen je eine Bühne, ein Podium bildeten; château oder gaillard nennt es Bérard. Darunter mochten ein paar Mann Schutz vor Wind und Regen finden, die meisten mußten im offenen Raume bleiben, wo sie kein bequemes Lager hatten, nicht einmal Platz, sich zu strecken. Wie Odysseus an der Insel des Helios nicht anlegen will, weil er die von Circe beschriebne Gefahr fürchtet, spricht Eurylochus, der Führer der Opposition in seiner Mannschaft:

Grausamer, zu mutvoller Odysseus, nie doch erschlaft dir  
Nur ein Gelenk; nein wahrlich aus Eisen ward alles gebildet!  
Der den entrüsteten Freunden, die Arbeit müdet und Schlummer,  
Nicht an das Land du zu steigen bewilligst, daß wir von neuem  
Auf der umfluteten Insel uns rüsteten labende Nachkost;  
Sondern blind durch die Stille der Nacht hinschweben uns heißest.  
Aber in Nächten erhebt sich der Sturm usw.

Selbstverständlich hatte ein solcher Kahn auch keine Kajüte, keine verschließbare Kammer zum Verwahren von Kostbarkeiten oder Gefangnen. Hätte Odysseus eine solche gehabt, so würde er das gefährliche Geschenk des Nolos, den Windschlauch, darin verwahrt haben. Und in der Lügengeschichte, die er im 14. Gesang dem Eumäus erzählt, berichtet er Vers 348, wie die Götter das ihn fesselnde Band gelöst hätten, sodaß er aus dem Schiff entfliehen konnte. Er hat also nicht hinter Schloß und Riegel gelegen. Ängstlich an den Küsten hin — von der Küste ein großes Stück weggeschleudert, wußte man niemals, wohin man kam — und von Insel zu Insel ging damals die Fahrt.

Mit diesen methodischen Grundfätzen und mit solcher Erkenntnis der Natur des ältesten mediterranen Seeverkehrs ausgerüstet, nahm sich Bérard für seine Odysseeforschung den Strabo zum Führer. Im Gegensatz zu Eratosthenes, der alle Dichter für lügnerische Fabulierer hält, preist Strabo den Homer als einen kenntnisreichen Mann und den Vater der Geographie. Aus der Richtigkeit seiner astronomischen Angaben, der Genauigkeit seiner Ortsbeschreibungen schließt der große Geograph, daß Homer überall Tatsächliches zur Grundlage gehabt und dieses Tatsächliche nur zum Zwecke der Volksbelehrung ausgeschmückt, allegorisch gedeutet und sonst verarbeitet habe; ohne tatsächliche Grundlage willkürliche Wundergeschichten zusammenzubrauen, das sei nicht Homers Art. Darum lobt Strabo die „Homerikoteroi,“ die echten Jünger Homers, die jedes Wort des Meisters als bedeutungsvoll beachten (*τοῖς ἑπεῖον ἀκολοθοῦντες*); haben doch auch, bemerkt Bérard dazu, deutsche Forscher wie Helbig hervorgehoben, daß Homer mit seinen nicht bloß schmückenden Beiworten immer das Wesen der Sache bezeichnet. Und dieses Verfahren Homers entspreche durchaus dem griechischen Geiste, den er, Bérard, aus der Beschäftigung mit den Alten schon erkannt habe, ehe er die Odysseeforschung begann. Sehr schön und vollkommen richtig schreibt er: „Die Alten sahen in den homerischen Gedichten die Quelle aller Wissenschaft und Wahrheit, und ich gestehe, daß ich diese Auffassung schon vor dem Beginn meiner Odysseeforschung für be-

rechtigt gehalten habe. Es erschien mir unmöglich, in irgend einem hellenischen Kunstwerk ein reines Phantasieprodukt zu sehen. Wer längere Zeit mit den alten wie mit den heutigen Hellenen gelebt hat, der muß zugeben, daß die Phantasie bei ihnen nicht die herrschende Seelenkraft ist und auch nicht die Quelle ihres künstlerischen Schaffens. Originelle Erfindung verlangen sie gar nicht von ihren Künstlern und Dichtern. Haben ihnen auch schon zwanzig Dichter die Leiden einer Hekuba und einer Antigone geschildert, so mag es der einundzwanzigste ruhig noch einmal tun, ohne an der Fabel das mindeste zu ändern, und dieselben Wiederholungen sieht man an den Werken ihrer Bildhauer und Baumeister. Wenn nur das neue Werk regelmäßig und harmonisch angeordnet ist, nichts Übertriebenes und Gewalttames hat, was das Auge oder den Geist abstößt, wenn der Entwurf der Ausdruck einer im Gleichgewicht ruhenden Vernunft ist, die geschickte und gewissenhafte Ausführung weder Unkenntnis noch Schleuderei verrät, wenn das Ganze als ein zwar vereinfachtes aber treues Abbild der Natur erscheint, so mag dieses Werk immerhin der Originalität entbehren und sogar etwas alltägliches sein, dem Hellenen wird es echt griechisch und der Hochschätzung der Kenner wert erscheinen. Die homerischen Gedichte und besonders die Odyssee unterscheiden sich darin nicht von den übrigen Kunstwerken der Griechen. Man darf die Irrfahrten des Odysseus nicht mit den ungeheuerlichen Wundergeschichten der Hindu und den Träumen der Araber vergleichen. Vielmehr stehen sie den halbwissenschaftlichen Gedichten nahe, in denen die spätern Griechen und die Römer ihre und ihrer Vorgänger geographische Entdeckungen kodifiziert haben. [Bérard hat diese Gedichte fleißig benutzt; es sind dies die Periegesis oder Reisebeschreibung des Scymnus von Chios, der um 100 vor Christus lebte, die Gedichte des Rufus Festus Avienus, eines hohen Beamten des vierten Jahrhunderts n. Chr., der die Phänomene des Aratus und die Erdbeschreibung des Dionysius in lateinischen Hexametern wiedergab und in Samben die Küsten des Mittelmeers selbständig beschrieb, und die Periegesis des Dionysius Periegetes, eines Geographen des dritten Jahrhunderts n. Chr., die von Eustathius kommentiert, von Avienus und Priscianus ins Lateinische übersetzt wurde.] Man würde nicht allein die dem Homer schulbige Ehrfurcht verletzen sondern auch einen Irrtum begehn, wenn man die Odyssee geradezu in die Kategorie der Lehrgebichte eines Scymnus und Avienus verweisen wollte, aber man darf ihre Verwandtschaft mit ihnen nicht aus dem Auge verlieren, darf die utilitarischen Neigungen des lehrhaften und moralisierenden Griechengeistes nicht vergessen.“ Das Verfahren des griechischen Dichters beschreibt Bérard folgendermaßen. „Der Hellene zergliedert und vermenschlicht. Aus einem Namen macht er eine göttliche oder menschliche Person; jeder einzelne Beinamen liefert ihm einen Heros oder Gott. Der Semite häuft in seinen rituellen Formeln die Ehrentitel, mit denen er seinen Gott anruft. Der Grieche macht aus Adon Melkart Bal Sur (Herrscher Melkart, Herr von Tyrus) die vier Götter Adonis, Melikertes, Bolos und Syrios. Alles führt der Grieche auf den Menschen und auf menschliche Verhältnisse zurück. Der Mensch ist ihm Mittelpunkt und Richter des Alls. Der Welt der Dinge legt er das Gesetz seiner Vernunft auf, und er beurteilt ihre Erscheinungen mit seinen Syllogismen. Er würde

es nicht fassen können, wenn man ihm bestreiten wollte, daß das Weltall nur der große Garten für das Menschengeschlecht sei, ein Garten, zu dessen Pflanzen auch der Mensch gehört, nur daß er die schönste ist, um deren willen die übrigen da sind, und der sie ihrer Natur nach ähnlich sind. Alles in der Welt lebt ihm nach Menschenart, und man darf seiner Meinung nach jedes Ding so beschreiben, daß man ihm menschliche Züge verleiht.“ In Deutschland, heißt es weiter, war eine Zeit lang die Ansicht Mode, daß alle mythischen Gestalten Sonnen- und Mondgötter seien; dann kam eine andre Gesellschaft von Auguren, die alle Religionen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aus dem Totem erklärt. Man gibt ja wohl zu, daß sich die Menschenarten durch die Hautfarbe unterscheiden; warum will man die Unterschiede der Gehirne nicht zugeben, nicht einsehen, daß die religiösen Vorstellungen der Rassen sehr verschieden voneinander sind? Auch der ganz vertürkte (turquis) Grieche denkt noch in Syllogismen; die übrigen Nationen können das nur, soweit sie Schüler des griechischen Humanismus sind. Die Hirne mancher Völker widerstreben geradezu dieser Denkform. Die Araber von heut pflegen gleich den Hebräern des Altertums ihre Wahrnehmungen aneinanderzureihen, ohne sie logisch miteinander zu verketten. Für diese Operation haben die semitischen Sprachen nicht einmal das nötige Werkzeug, es fehlen ihnen die Konjunktionen. Kurz: das hellenische Hirn ist ganz eigentümlich geartet. Die Grundregel seines Denkens lautet: Jedes vom Menschenverstande aufgestellte Gesetz gilt unbedingt für alle Erscheinungen des Universums. Und da will man, daß die Griechen gleich den Rothhäuten Totemisten gewesen sein und eine aus Tiermythen abgeleitete Religion gehabt haben sollen? Aus der Mythologie der Rothhäute und der Neger folgt gar nichts für die der Griechen, die in ihrer Religion wie in ihrer Skulptur und in ihrem ganzen Schaffen nicht tierhaft sondern anthropomorph gewesen sind. Sogar eine Säule erscheint ihnen als ein Mensch mit Haupt, Hals und Rumpf. So ist denn, sagt der Verfasser an einer andern Stelle, der Anteil der Einbildungskraft an den homerischen Gedichten nicht hoch anzuschlagen. Der Dichter benutzt schon vorhandenes Material; was er aus eignem zuschießt, das ist hauptsächlich die Logik und die Anordnung. Er schneidet sein Material auf griechische Weise zu, gestaltet alle Erscheinungen so menschenähnlich wie möglich und ist darauf bedacht, sie weise zu einem schönen Ganzen anzuordnen. „Der Grieche ist vor allem ein weiser Ordner.“

Woher aber hat Homer seinen Stoff genommen? Nicht bloß aus der Sagenwelt seines Volkes. Was das Geographische und die wunderbaren Abenteuer betrifft, so sagt Strabo: die Phönizier sind seine Lehrer gewesen. Die hydrographische Abteilung des französischen Marineministeriums gibt Anweisungen für die Schiffer heraus: die *Instructions Nautiques*. Dasselbe tun die Behörden aller seefahrenden Nationen und haben sie früher getan, und jede spätere Thalassokratie benutzt solche Schriftwerke ihrer Vorgängerinnen, aus denen das noch brauchbare aufgenommen wird. So haben die Engländer holländische, die Holländer portugiesische Vorlagen benutzt. Nicht anders haben es die Griechen und die Römer gehalten, und die Griechen der ältesten Zeit fanden eben semitische Leistungen vor. Zu Karthago war im Tempel des

Kronos, wie die Griechen den betreffenden semitischen Gott nannten, der Periplus, die Afrikaumschiffung, Hannos ausgestellt. Maspero vermutet, daß die Phönizier die Sitte, die Periplen ihrer Admirale in den Tempeln zu verwahren, von den Ägyptern übernommen haben. Bérard glaubt annehmen zu dürfen, daß die Periplen damals eine eigne Literaturgattung waren, und daß sich den für die Seeleute der eignen Nation herausgegebenen eine Klasse von romanhaften zugesellte, die nicht allein den Zweck hatte, zu unterhalten, sondern vor allem den, die Seefahrer anderer Nationen abzuschrecken. Jedermann weiß, daß sich vor dem allgemeinen Bekanntwerden der Beschaffenheit der ganzen Erdoberfläche jedes Handelsvolk sein Monopol dadurch zu sichern versuchte, daß es erlogne Nachrichten über die in fernen Gewässern drohenden Gefahren verbreitete, die richtigen Seewege geheim hielt und Schiffe anderer Nationen, die sich in sein Monopolgebiet vorwagten, ohne Gnade und Barmherzigkeit in den Grund bohrte. So haben es im sechzehnten Jahrhundert die Portugiesen und die Holländer gehalten — unter schweren Strafen war es den Kapitänen und den Steuermännern verboten, Unberufen ihre Karten zu zeigen —, so die alten Phönizier. Alle Meeresensale Homers haben semitische Namen. Und daß Homer die Lage und die Beschaffenheit der von ihm erwähnten Landungsplätze richtig beschreibt, davon hat sich Bérard durch das Studium der Instructions Nautiques und durch den Augenschein überzeugt. Aus alledem folgert er, daß Homer einen phönizischen Periplus oder vielleicht auch Bruchstücke von mehreren Periplen als Vorlage gehabt und auf diesen „soliden Kanevas“ seine schönen Gemälde gestickt habe.

Um nun zu dem zu kommen, was Bérard mit dieser Hypothese und mit der beschriebnen Methode in Beziehung auf die in der Odyssee genannten Orte, Küsten, Inseln ermittelt, so ist zunächst zu bemerken, daß er die *Mnestrophonie*, die Geschichte der Abschachtung der Freier, außer Betracht läßt. Er hält sie für das Werk eines andern Dichters; auch gibt sie ja zu geographischen und topographischen Untersuchungen keinen Anlaß. Er behandelt also nur die in den ersten vier Gesängen enthaltne „*Telemachie*“ und die elf folgenden Gesänge, die eigentliche „*Ulysséide*“, die den *Noctos*, die abenteuerliche Heimfahrt des Helden, erzählt.

(Schluß folgt)



## Eine Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts



ir haben nun auch eine längst erwartete „Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ bekommen, die erste, die diesen Namen verdient, von Professor Max Schmid in München: Erster Band mit 262 Abbildungen im Text und 10 Farbendrucktafeln; Leipzig, E. A. Seemann (8 Mark). Vor beinahe fünfzig Jahren hatte Springer ein geistvolles kleines Buch dieses Inhalts veröffentlicht, dessen freimütige Kritik nicht überall wohl aufgenommen wurde; zehn Jahre später luden zum Beispiel die Düsseldorfer Künstler zu einer Gedenkfeier der Akademie